

Gibt es eine Weltgrenze?

Autor(en): **Ritter, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **9 (1905-1906)**

Heft 10

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663506>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

geschnitten. Nach kurzem Halt über die Käseralp-Klönstaldestaffel den Klönstaldenstutz hinab.

Umgeben von Tannen und Hochwald sitzen wir am steilen Abgrund und schauen in die tief unten rauschenden grünen Fluten der Klön. Schwarz fallen die Hänge des Silberens ins Tal, und vor uns liegt ein mächtiger, waldfreüter Felsabhang, der in der Mitte eine schwarze Spalte zeigt, aus der die Klön silberschäumend hervorbricht und sich mit Donnern und Tosen durch die enge Schlucht hinunterstürzt. Ein Prachtsstück für sich, dieses kleine Bild, das an Wildheit nicht übertroffen werden kann. Eine kurze Rast an diesem idyllischen Plätzchen und wieder geht es flott voran, denn schon nähern wir uns der Talsohle und damit dem wohlverdienten Nachteffen. Um 7¹/₄ Uhr kehren wir im gleichen Wirtshaus in Borauen ein und erlaben uns an Milch, Käse und Brod. Hier ist längerer Halt, denn man spürt die Müdigkeit. Punkt 8 Uhr brechen wir wieder auf. Wieder wandern wir dem Klöntaler See entlang. Schweigsam wie dieser gehen wir seinen entzückenden Buchten nach. Wir sind müde und sehnen uns, ans Ziel zu gelangen. Im Löntschthal ist es schon dunkel, erst beim Löntschobel, wo der Fußweg nach Glarus abzweigt, kommen wir in den Mondschein. Im Wirtshaus am Wege wird schnell eingekehrt und eine Erfrischung genommen. Sie mundet vortrefflich! Rüstig marschierend, erreichen wir um 10¹/₄ Uhr unser Quartier in Metstal, nachdem wir 20 Stunden auf den Beinen waren. Bis morgens 5 Uhr gönnten wir uns Ruhe. Um 5.28 Uhr fuhr der Zug ab, welcher mich 7.15 Uhr morgens nach Männedorf brachte, wo ich wohl und munter, ohne übergroße Müdigkeit, anlangte und mir den Morgenkaffee prächtig schmecken ließ.

So endete die Glärnischtour, welche statt in 2¹/₄ Tagen, wie anfangs geplant, in 1¹/₄ Tag abgewickelt wurde. Das war bei den dazu noch sehr schwierigen Schneeverhältnissen eine ganz artige Leistung, auf die man wohl stolz sein darf. Noch größer aber als mein Stolz ist meine Freude über die erhabenen Naturgenüsse, in welchen wir schwelgen konnten, und über den wunderbaren Gottes- und Sonntag, welcher sich so herrlich über dieser hehren Alpenwelt ausbreitete und welcher uns die Wunder derselben so entzückend erschloß! — — —

Gibt es eine Weltgrenze?

(Vortrag, gehalten im kaufmännischen Verein Zürich.)

Von A. Ritter, Pfarrer in Zürich.

„Gewährte uns Gott, der allein die Ruhe ist, im ewig wirbelnden Weltall einen festen Punkt, von dem aus wir diese unsere Terra sehen könnten, was dann? — Dann würde ein fast unsichtbar kleiner Stern, rasch heller

werdend, bald so groß wie der Mond uns erscheinen, um in ein paar Stunden den halben, dann den ganzen Himmel einzunehmen; und die Erde flöge, die säumige Kanonenkugel weit hinter sich lassend, in ihrer erschreckenden Majestät an uns vorbei. Vor unsern erstaunten und verwirrten Blicken würden mehrere Minuten lang sonnenbeschienene Ebenen im schnellen Wirbel mit sturmbewegten Meeren abwechseln, Sandwüsten mit Schneegebirgen, einsame Wälder mit volkreichen Städten, stille Landschaften, finstere Felschluchten und düsteres Gewölk flögen unbegreiflich rasch vorbei. Und ehe wir uns von unserem Erstaunen, unserem Schrecken erholt hätten, würden die Bilder rasch erbleichen; zu dunkeln und hellen Flecken würden bald Kontinente und Meere und die große Weltkugel würde wieder sichtbar, rasch abnehmend, immer mehr sich entfernend, bald wieder nur noch ein Sternchen am Himmelszelt, wie es seine Bahn durchfliegt, von einem wunderbaren Hauch durch die Abgründe des Raumes und des Weltalls weiter geweht. Eine Welt wäre an uns vorbei — mit ihren Stoffmassen und ihren Formen, mit ihrem Weh und ihren Freuden, mit ihrer Schuld und Sünde, mit ihren anderthalb tausend Millionen Menschenseelen, Bilder Jehovas darauf, alle ewiger noch als diese Welt. Ein Schauspiel, unsterblicher Augen würdig.“

Aber bringen wir noch etwas weiter in die Tiefen des Weltalls. Betrachten wir die Sonne, den nächsten Fixstern unserer Erde. Wenn heute eine Kanonenkugel hier abgeschossen würde und im raschen Fluge der Sonne zueilte, so würde sie erst in zirka 25 Jahren dort ankommen. Aber was ist die Entfernung der Sonne gegen die des zweiten Fixsterns, des Alpha im Centaur, der 223,472 mal so weit als die Sonne ist! Nun denken wir uns darüber hinaus den dritten (die Wega), welche zirka $1\frac{1}{3}$ Millionen mal weiter ist, als die Sonne, dann den vierten, immer einer höher als der andere — welche eine Entfernung! Nehmen wir dann ein gutes Fernrohr und schauen in stiller Mitternacht den sternbedeckten Himmel an. Wo unser bloßes Auge nichts mehr sieht, da tut sich nun vor unserm erstaunten Blick eine neue Welt auf — Millionen Sterne ziehen herauf und herunter, und die Milchstraße erscheint uns als ein Sternheer mit 36 Millionen Sonnen und 3000 Sternhaufen.

Die 3926 Nebelflecken, von denen das beste Fernrohr des Forschers bis jetzt $\frac{1}{10}$ in Sterne aufzulösen vermochte, haben Entfernungen von ungeheurer Größe, denn der Lichtstrahl, der in der Sekunde 42000 Meilen zurücklegt, braucht vom entferntesten Nebelflecken bis zum andern 800 Millionen Jahre Lichtzeit, jedes zu $1\frac{1}{3}$ Billionen Erdenjahren gerechnet! Steuern wir aber auf den Schwingen des Gedankens über das Weltengewimmel unseres Milchstraßengebietes hinauf nach den höheren Gebieten des Himmels, so schwindet die Weltinsel der Milchstraße zu unseren Füßen allmählig zu einem ringförmigen Sternnebel zusammen, während neue Milchstraßen in neuer Pracht und Lebensfülle über unserm Haupte sich entfalten.

Schon in einer Entfernung, welche der Länge des Durchmessers unserer Milchstraße gleichkommt, wird uns die riesige Weltinsel unter unsern Füßen

als eine runde leuchtende Scheibe erscheinen, mit einem Durchmesser von 60° . Die Mitte dieser leuchtenden Sterneninsel wird mit zunehmender Stärke heller leuchten, nach außen wird sie von hellen Ringen umgeben.

Entfernen wir uns noch zehnmal weiter hinauf in dem Weltraum, so wird die Scheibe zu einem verschwindenden Lichtnebel von $5\frac{1}{2}$ Grad zusammenrücken. Endlich in 100facher Entfernung würden wir unsere herrliche Milchstraße mit 36 Millionen Sonnen nur noch als mattschimmernden Nebelflecken erblicken, mit einem scheinbaren Durchmesser von $\frac{1}{2}$ Zoll, von einem Umfang wie der eines Fingerringes. Kein noch so starkes Fernrohr vermöchte diesen Sternennebel in einzelne Sterne aufzulösen.

Solche Sternnebel erscheinen dem bewaffneten Auge an den Grenzen der Milchstraße in Menge. Aus unermesslichen Tiefen tauchen diese seltsamen Lichtgestalten wie schimmernde Wölkchen empor, welche mit jeder Verschärfung unserer Sehwerkzeuge heller und zahlreicher werden.

Die Menge dieser Lichtwelten ist zahllos. Wenn wir mit einem Fernrohr mit mäßiger Vergrößerung den nächtlichen Himmel durchforschen, so erblicken wir eine große Zahl von Sternhaufen und schwachleuchtenden Nebelwölkchen, welche man auf den ersten Blick für Wolkengebilde halten könnte, die aber durch ihre Beständigkeit und Dauer uns bald überzeugen, daß sie Sternengebilde eigener Art sind, gewaltige Gruppen von einzelnen Sonnen, in denen man Tausende von Fixsternen unterscheiden kann, die aber so weit von uns entfernt sind, daß ihr Licht verschwimmt und ihre Abstände von einander nicht mehr zu messen sind.

Bei Anwendung eines Riesenfernrohres erscheinen manche Gegenden des Himmels wie mit Sternnebeln übersät. Man hat bereits weit über 5000 in den Jahrbüchern der Astronomie verzeichnet. Und wo es gelingt, sie in einzelne Sterne aufzulösen, da gewähren sie einen prachtvollen Anblick.

Der Nebelfleck im Herkules z. B., der dem bloßen Auge kaum bemerkbar ist, löst sich in mehr als 20000 Sterne auf, die nach der Mitte hin so dicht sich drängen, daß sie in einen Lichtball zusammenfließen, der das Zählen unmöglich macht.

Einer der deutlichsten Lichtnebel ist der im Sternbild der Andromeda. Seine aufgelösten Sterne erscheinen im Fernrohr wie Haufen von Goldsand auf tiefschwarzem Samte. Ein größerer Stern funkelt wie ein Rubin in seiner Mitte. Die beiden großen Lichtnebel im Herkules und in der Andromeda zeigen in ihren Farbenbildern hinter dem dreiseitigen Prisma, ebenso wie das Spektrum unserer Sonne, Dunkellinien und keine hellen Linien, woraus man schließen muß, daß sie aus Fixsternen bestehen, die in ihrer Entwicklung bereits bis zu Sonnenkörpern fortgeschritten sind.

Die Entfernung des Orionnebels, eines der größten und nächsten, beträgt nach astronomischer Berechnung 955,400 Lichtweiten, gleich 4 Drillionen 500,000 Meilen.

Daß wir diese Welteninseln heute erblicken, ist ein Beweis, daß dieselben bereits vor 900,000 Jahren in dem Zustand und an der Stelle vorhanden waren, wo wir sie jetzt erblicken. Würden dieselben heute aus dem Reiche des Daseins verschwinden, so würden die nachkommenden Erdenbürger sie doch noch 100,000 Jahre am Himmel schimmern sehen, ehe ihr letzter Lichtstrahl seine Reise durch den Weltraum zu unserem Planeten würde vollendet haben.

Aber fliegt auch der gewaltige Regulus über 4 Millionen Kilometer täglich dahin und flöge der Mensch ebenso schnell 500 Millionen Jahre und noch einmal so viel in immer gerader Linie fort, so käme er dem Ende von Gottes Weltall um nichts näher.

Wo ist denn die Grenze desselben?

Gibt es überhaupt eine Grenze? Wenn wir uns die Welt prüfend ansehen, so tritt uns alsbald die bedeutendste Frage entgegen: ist die Welt ein Organismus oder ist sie ein Mechanismus? Bisher haben viele Gelehrte die Auffassung vertreten, die Welt sei ein Organismus, sie haben auch gemeint, eben weil sie ein Organismus ist, schon darum ist ihre Unbegrenztheit, ihre Unendlichkeit nicht denkbar. Ein Organismus hat Selbstbewegung, Selbstleben, ist ein gegliedertes, bis in die kleinsten Teile geordnetes Ganze; der Mensch, das Tier, die Pflanze sind Organismen. Der Organismus macht den Eindruck eines Perpetuum mobile; er bewegt, versorgt, erhält sich selbst; daß er, wenn er eine gewisse Größe erreicht hat, anfängt herabzusinken von seiner Höhe, zu ermüden, zu erlahmen und schließlich stille zu stehen, liegt nicht in seinem Wesen, sondern geschieht nach einem Gesetz, das schöpferisch auf ihn gelegt ist. Es muß nicht so sein; sowenig wir das Werden begreifen, ebensowenig können wir das Vergehen des Lebens begreifen, wir können höchstens seinen Verlauf beschreiben — es muß nicht so sein, es soll aber so sein nach einem höheren Willen. Gewiß, jeder Organismus ist ein Perpetuum mobile, wenn auch in der oben angedeuteten Beschränkung und jeder Organismus mit seinen verschiedenen gegliederten Teilen, mit seiner abgestuften Gliederung, wo eines dem andern dient und jedes dem Ganzen, ist darum auch nur immer in einer gewissen räumlichen Beschränktheit denkbar. Unsere Erde macht ja zunächst den Eindruck eines Organismus, sie ist der Schauplatz eines wunderbaren Füreinander; die Pflanzenwelt ist für die Tierwelt und beide sind für den Menschen angelegt, in einer unermesslich reichen Gliederung. Aber das Gebiet des Physikalischen und Chemischen, das in großer Breite die Erde einnimmt, macht bei näherer Betrachtung doch wieder einen andern Eindruck; es ist eine Welt für sich, völlig anorganisch, eigentlich ganz mechanisch. Vergeblich bemüht sich der chemische Prozeß, Leben zu erzeugen; sein Leben gleicht nur der galvanisierten Leiche, sich selbst im Moment der Zeugung wieder im kristallinen Sarg begrabend. Nur wie durch ein Wunder schlägt die Pflanze eine Brücke von der anorganischen zur organischen Welt, die chemischen Prozesse bindend, die Schwerkraft mit aufstrebendem Wachstum überwindend. Man muß nach schärferer Betrachtung

doch sagen: Auch die Erde in ihrer großen Masse ist ein Mechanismus, auf dem sich nur die organische Welt wie krönend aufbaut. Diese Krönung hat eine Wunderhand vollzogen.

Blicken wir von der Erde weiter in den Weltraum, wo Weltkugel an Weltkugel sich reiht, alle nur durch das Band der Schwerkraft verknüpft, durch chemische Kräfte gebildet, durch physikalische Kräfte geleitet, — wir sehen Fixsterne, glühende Sonnen ohne Spur von Organismen — so kann man sich dem nicht entziehen, daß dies Weltall in seiner ganzen Größe den Eindruck eines überwältigenden Mechanismus macht und zwar eines Mechanismus, wie er auch wieder einfacher nicht konstruiert werden konnte: Kugel sich hängend an Kugel, von verschiedener Größe freilich, zu Systemen geordnet, aber die Systeme auch wieder aneinander gehängt. Wir reden zwar vom Stier, vom Orion, vom großen und kleinen Bären u. s. w.; aber das sind unsere Bilder; am Himmel ist nur Kugel an Kugel gehängt in den ungeheuersten Dimensionen des Raumes, aber so, daß das Band der Schwerkraft nie abreißt. Weil die Welt ein Mechanismus ist, darum macht es mit Recht den atheistischen Naturforschern, die Gott aus der Welt eliminieren, so großes Kopfzerbrechen, woher die erste Bewegung gekommen ist, die diesen Mechanismus in Aktion setzte, die bei einem Mechanismus nur von außen her kommen konnte, so daß Dubois Reymond die erste Bewegung zu den von ihm statuierten 7 Welträtseln zählen zu müssen geglaubt hat. Weil die Welt ein Mechanismus ist, darum zwingt sie uns den Gedanken geradezu auf, daß sie einen Urheber, einen Schöpfer gehabt hat; denn es ist undenkbar, daß ein Mechanismus seinen Ursprung in sich selber hat. Ja, die Welt ist ein Mechanismus, und dieser Mechanismus — das ist das andere, was sich uns aufdrängt — hat das Eigentümliche an sich, was sich sonst bei keinem Mechanismus wieder findet, daß er sich selbst erhält. Hiermit soll nicht abgeleugnet werden, daß die ewige Intelligenz, welche die Welt erschaffen hat, sie auch erhält; aber sie hat der Welt doch auch wieder ein so reiches Maß von Selbstleben mitgeteilt, daß ihre erhaltende Tätigkeit nur eine ganz allgemeine, für alle Einzelwesen gleiche ist; in jeder Besonderung ihrer Tätigkeit und ihres Lebensprozesses erhält die Welt nach jenem höheren Willen sich selbst. Wäre es anders, so könnte nur noch von Pantheismus die Rede sein.

So haben wir in der Welt das Wunderbare: ein Mechanismus, der sich selbst erhält, oder anders ausgedrückt: ein Mechanismus, der ein Perpetuum mobile ist. Es scheint dies auf den ersten oberflächlichen Blick der krassste Widerspruch und geradezu unmöglich. Und doch muß man bei näherer Überlegung sagen: Ja, unter einer Bedingung ist es möglich, nämlich, daß der Mechanismus so einfach ist, daß jeder Teil im wesentlichen dem andern gleichartig ist und daß die Zahl dieser Teile unendlich ist, mit einem Worte: dieser allereinfachste Mechanismus darf keine Grenzen haben. Das viel umstrittene Problem eines Perpetuum mobile, das der Organismus nicht ganz er-

reicht, dem man mit apodiktischer Gewißheit die Unmöglichkeit zudiktirt hat, hat doch eine Lösung gefunden, die auch nur Gott finden und geben konnte: der denkbar einfachste, von einem höheren Willen in Bewegung gesetzte Mechanismus mit der Unbegrenztheit seiner Teile. Ein Unikum wie sein Schöpfer. Gottes Lösungen sind überraschend einfach, aber auch überraschend göttlich. Mögen nun einzelne Sterne, mögen ganze Planetensysteme sich auflösen, mögen ganze Milchstraßen verschwinden, das ändert an dem Weltganzen nichts, das „mehr oder weniger“ hat für eine unendliche Welt keine Bedeutung. Das dürften sich vielleicht auch Pessimisten nach dem Schlage Schopenhauers und Nietzsche sich merken. Wenn sie der Welt das Urtheil sprechen: sie ist so schlecht, daß sie nicht wert ist zu existieren, und es bleibt dem Menschen nichts weiter übrig, als die Welt durch einen Gewaltstreich in die Luft zu sprengen und sie in das Nichts zurückzuschleudern, aus dem sie hervorgegangen ist, so hat abgesehen von der an Wahnsinn grenzenden Ungeheuerlichkeit dieses Gedankens der Schöpfer auch da zur rechten Zeit den Riegel vorgeschoben. Wenn die Erde einmal in die Luft gesprengt würde und selbst das ganze Planetensystem, so macht das nicht den geringsten Eindruck auf das Weltganze, das über eine unendliche Zahl von Weltkörpern verfügt. Ja, die Faust, die der Mensch gegen den Himmel hebt, macht zuletzt nur einen vernichtend komischen Eindruck, wie schon der Psalmist sagt: „Der im Himmel wohnet, lachet ihrer!“

Eine eingehende Betrachtung der Welt zwingt schließlich den Gedanken ihrer Unbegrenztheit, ihrer Unendlichkeit auf. Ist aber dieser Gedanke für den endlichen Geist nicht niederdrückend? Wird dadurch der Mensch nicht dem Tropfen im Meere gleich, muß nicht das Bewußtsein seiner Unbedeutendheit und Atomhaftigkeit einem solchen Weltall gegenüber seinen Mut lähmen und ihn zu einem irrenden, quecksilbernen Punkt in der Grenzenlosigkeit machen, der ohne Ziel und Bedeutung seine rätselhaften Bahnen zieht? Kant hat einmal gesagt: Die beiden eindruckvollsten Mächte in der Welt sind der Sternenhimmel nach der äußeren Seite, und nach der innern Seite das Gewissen. Das ist richtig. Ich möchte aber hinzufügen: der unbegrenzte unendliche Sternenhimmel verliert den fast erdrückenden Abdruck, den er zuerst auf den Menscheng Geist macht und setzt ihn auf das ihm vom Finger Gottes zugewiesene Maß herab, wenn der Menscheng Geist über ein dunkles Ahnen hinaus klar erkennend die Unbegrenztheit und Unendlichkeit versteht und begreift und so auch dem Universum gegenüber seine Prärogative siegreich behauptet. Denn erkennen kann nur, wer höher ist, als das Erkannte; und mögen die Quantitäten noch so groß, so ungeheuer sein, sie sind geringer als der erkennende Geist, der die Unendlichkeit zu fassen vermag, weil in ihm etwas ist, ein Funke, ein Atom des allumfassenden Geistes, von dem der große Dichter sagt: Ob Alles in ewigem Wechsel kreist, es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Wir sind also nicht geneigt, den Schluß von Schillers sonst so schönem Wort zu dem unsrigen zu machen:

Steh', Du segelst umsonst — vor dir Unendlichkeit
Steh', du segelst umsonst — Pilger, auch hinter dir!
Senke nieder, Adlergedank', dein Gefieder,
Rühne Seglerin Phantasie,
Wurf ein mutloses Anker hin. —

Wirklich nutzlos? Sollte die Unendlichkeit der Welten keinen Zweck haben? Sollten sämtliche Welten nur die Bedeutung einer Gasbeleuchtung im großen für die Wohnstätte des „ewig werdenden Gottes“ haben, um mit einem Philosophen zu reden, nur als Folie dienen, dem denkenden Geiste gegenüber das Moment der abstrakten, regungslosen Dauer als die bloße unlebendige Erscheinung der Ewigkeit darzustellen? Wozu die Planeten und Monde, die Sonnensysteme und Doppelsterne, die Milchstraßen und Nebelflecken, wozu die entzückende Harmonie der Sphären, wo kein Stern den andern verderblich berührt, die tiefen und doch so einfachen Gesetze, nach denen sie ihren Reigen führen? Wozu Jahre und Jahreszeiten, Monate und Tage, wozu die Reime aller Segnungen der Natur, die lebenerweckenden und beglückenden Sonnenstrahlen, wenn nie ein Leben unter ihnen sich erschließen sollte? Wozu dieser Schnee auf dem Mars, der stets im Frühjahr schmilzt und die Gefilde tränkt, wozu das Spiel jener geheimnisvollen Geschwisterwelten, die in unsagbaren Fernen mit ihrem prachtvollen Farbenwechsel, gleichsam Liebesgrüße miteinander tauschen? Nichts erhellende Fackeln, nichts erwärmende Feuer, nichts tränkende Gewässer, nichts beschattende Wolken — Berge, Täler, Länder und Meere, alles zusammen nichts! Wie Schiffe mit leeren Kajüten, wie Wagen ohne Reisende und doch immer in voller Fahrt, wie Maschinen unaufhörlich dampf-schnaubend und ihre eisernen Zähne fletschend, ohne irgend eine Arbeit zu verrichten, so sollten Millionen von Welten sein und zwecklos durch die Unendlichkeit brausen? Denke das, wer kann; für uns hört das Nachdenken auf, wenn wir voraussetzen müssen, daß nichts vorgedacht ist.

Aber welches mag denn ihr Zweck sein? Lassen Sie mich, ohne es Ihnen als Glaubensbekenntnis aufdrängen zu wollen — denn wenn irgendwo, so gibt es hier bloß Vermutungen, Wünsche, Hoffnungen — die schönen Worte des großen Astronomen Flammarion wiederholen, um Ihnen eine Ahnung zu geben, was sie vielleicht sind, was sie sein können, jene Welten:

„Nacht voll Majestät, wie hat sich dein Glanz uns vermehrt, seit wir in deinem Scheine des Todes der Wahrheit begegnen. Einst war es mir Freude, meine umherschwärmenden Gedanken auf euch ruhen zu lassen, auf euch, dem herrlichen Ruhepunkt am unendlichen Himmel. Aber jetzt, wo ich in euern glänzenden Lichtpunkten die fernen Herde erblicke, um welche Welten seliger Geister versammelt sind, jetzt, wo ich in eueren milden Strahlen die Blicke unbekannter Brüder schaue, vielleicht die Blicke der teuren Wesen, die ich so sehr liebte, und die der unerbittliche Tod weit von mir weggeführt hat — o jetzt liebe ich euch, strahlende Sterne, wie der Pilger die Stätte seiner Pilgerschaft, den geweihten Ort, wohin ihn seine Gelübde ziehen und wo er zu inbrünstigem

Gebete niedersinkt. O ihr Priester der ewigen Wahrheit, Jünger des Evangeliums, Paulus und Johannes; ihr Väter der Weisheit, du Sokrates, der den Giftbecher leerte, und Plato, der Verkündiger des Lebens der Idee; ihr Apostel der Wissenschaft, Kopernikus, Kepler, Newton; ihr göttlichen Sänger des Wortes und des Liedes, Dante, Milton, Beethoven — ihr entwickelt jetzt dort euere glänzenden Fähigkeiten, von denen die Erde nur den Keim kannte und welche zum Erblühen anderer, kräftigerer Sonnen bedurften. Vielleicht gewahrt ihr den kleinen Punkt, welchen man Erde nennt, und den ihr als euere ehemalige Wohnstätte erkennt, und gedenkt mit Liebe derer, die noch, von den Wogen der Ungewißheit umhergeworfen, von hier aussehend zu euch emporblicken!"

Wenn aber auch solche Hoffnungen bloße Gebilde der Phantasie sein sollten und die jenseitige Wirklichkeit uns ein ganz anderes Bild zeigen dürfte — eins ist dem vernünftig denkenden Menschen gewiß: Nur das Unendliche entspricht „dem“ Unendlichen; eine unendliche Welt allein ist eines ewigen Gottes würdig, eine Welt, die einzig an ihm und in ihm selber ihre Grenze hat. Und ein Weiteres ist uns ebenso gewiß: daß dieser große erhabene Mechanismus nicht „leer läuft,“ sondern dazu bestimmt ist, Gedanken seines Urhebers zu verwirklichen, deren Tiefe und Größe der gottverwandte Geist des Menschen erst dann erfassen und staunend anbeten wird, wenn für ihn der Abschnitt des Seins beginnen wird, den wir in unserer Erdensprache Ewigkeit nennen. Lange- weile jedenfalls wird den „verewigten“ Menschen nicht plagen; schon hier hört sie auf, wenn er seine Blicke und seine Gedanken in die Unendlichkeit des Welt- ganzen hineintaucht und spärliche Tropfen aus dem Meer der göttlichen Vernunft in das Gefäß seines Denkens sammelt; wie viel mehr wenn der Geist, der Schranken des irdischen Leibes ledig, heller schaut, klarer sieht, tiefer dringt und das Wesen der Dinge und das Ziel der Schöpfung ihm nicht mehr durch den Dunstkreis der irdischen Atmosphäre leuchtet, sondern wir „ihn“ sehen werden, wie er ist. Das aber verbürgt uns die Religion. Die Metaphysik der Astro- nomie und diejenige der Religion ergänzen sich wie weltliches und geistliches Evangelium: was das eine nicht geben kann, verleiht das andere. Dort offen- bart sich ein absoluter Vernunftwille, welcher die Freiheit in allen ihren zu- lässigen Formen und Stufen im ganzen Universum ermöglicht; hier offenbart sich eine absolut gerechte Liebe, welche die durch Mißbrauch entstandenen „Stö- rungen“ einem Weltgesetz der Gnade ein- und unterordnet. Das Ziel des Welt- prozesses kann nur eines sein. Die dauernde Erreichung der höchsten Werte oder Güter, derjenige Zustand des Lebens, welcher dauernd die höchste Lust gewährt. Wie dieses Ziel in der materiellen Welt und durch dieselbe erreicht wird und wie in der geistigen Welt, das bleibt uns hienieden verschlossen; aber wir leben des Glaubens, daß der Unendliche Wege hat, es zu erreichen und daß das Ende unseres irdischen Erkennens der Anfang eines Höheren sein wird, dessen Inhalt lauten wird:

Soli Deo gloria!